

### Was sagt der Anfang eines offenen Interviews über die Lebenskonstruktion einer Rheumakranken?

Bude, Heinz

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bude, H. (1990). Was sagt der Anfang eines offenen Interviews über die Lebenskonstruktion einer Rheumakranken? In G. Jüttemann (Hrsg.), *Komparative Kasuistik* (S. 218-226). Heidelberg: Asanger. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-15755>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

## Was sagt der Anfang eines offenen Interviews über die Lebenskonstruktion einer Rheumakranken?

### 1.

Aus einem Projekt über die psychosomatische Verfaßtheit von Patienten mit chronischen Krankheiten liegt mir folgendes Material vor. Es handelt sich um den Anfang der Transkription eines offenen Interviews mit einer Frau, die an schwerem chronischem Rheuma (Morbus Bechterew mit polyarthritischer Beteiligung) leidet.

- I1: Ja, also, vielleicht könnten Sie uns erstmal Ihre Krankheit ein bißchen schildern, Ihre Beschwerden und wie Sie damit umgehen?
- Fr. H.: (lacht) Beschwerden ist gut, ne? Ich sag' ja, wenn's nicht so weh täte, wär' ja alles halb so wild. Das ist ja eigentlich das Hauptproblem bei dieser Krankheit, daß man also eigentlich – ja – nie ohne Schmerzen ist, ne? Ich mein', nicht nur, daß man jetzt, sagen wir, in der Beweglichkeit eingeschränkt ist oder so, daran könnte man sich *meiner* Ansicht nach eher gewöhnen ... als eben an die – ja – eigentlich nie nachlassenden Schmerzen.
- I1: Hm.
- Fr. H.: Würd' ich sagen, daß das bei allen eigentlich das Hauptproblem ist. Und das kann man sich als Gesunder nicht vorstellen, ne, daß es eben Menschen gibt, denen also – ja – ich würde sagen, ohne Unterbrechung irgendetwas wehtut, ne.
- I1: Hm.
- Fr. H.: Das sehe ich als, sagen wir mal, so Hauptproblem bei dieser Krankheit an, daß man einfach *damit* umgehen muß. Ich mein', die Einschränkungen, o.k., die dann irgendwann – ja – auftreten, die sind auch nicht so einfach, nicht. Aber, ich würde sagen, die sind leichter zu ertragen als Schmerzen.

Material dieser Art wird in der human- und sozialwissenschaftlichen Forschung gegenwärtig in großen Mengen produziert. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf den Sinn, den die Menschen ihrem Handeln und Erleben verleihen. Der Sinn ist in allen Human- und Sozialwissenschaften im Zuge der Kritik behavioristischer, evolutionistischer und positivistischer Gegenstandsunterstellungen zu einem Grundbegriff geworden – gleichviel, ob man ihn in der Tradition der Phänomenologie (Straus 1956), der sprachanalytischen Philosophie (Winch 1966), des symbolischen Interaktionismus (Rose 1962), des Strukturalismus (Leach 1978), der Systemtheorie (Luhmann 1971) oder noch anders einführt. Warum die identischen Probleme die einen in Verzweiflung stürzen, die anderen geradezu aufzumuntern und dritte völlig kalt lassen, das soll der Sinn, den sich die Subjekte machen, erklären. Freilich, um erkennen zu können, wie Sinn funktioniert und sich bildet, muß der Forscher mit den sinnbegabten Subjekten sprechen. Dabei kommen Texte Alltagssprachlicher Äußerungen heraus, in denen die Befragten ihre Wahrnehmungen, Auffassungen und Überzeugungen zu vielfältigen Dingen des Lebens mitteilen. Die vom Begriff des

Sinns ausgehende human- und sozialwissenschaftliche Forschung steht nunmehr vor dem Problem, herauszufinden, was solche Texte über die Gesetze des Sinns aussagen. Das ist die Frage nach Methoden der Interpretation oder genauer: die Frage nach Arten der Lektüre. Anhand des zitierten Gesprächsausschnitts will ich im folgenden vorführen, wie wissenschaftlich erzeugte alltagssprachliche Texte zu lesen sind. Dabei werde ich das Konzept der Lebenskonstruktion erläutern, mit dem man meiner Ansicht nach die Organisationsweise personalen Sinns beschreiben kann.

## 2.

Bei meiner Interpretation konzentriere ich mich auf die ersten beiden zusammenhängenden Äußerungen dieses Interviewtranskripts – auf die Ausgangsfrage der einen Interviewerin und auf die darauf folgende Antwort der Interviewten. „Erstmal“ soll Frau H. ihre Krankheit schildern, und zwar nicht den organmedizinischen Befund, sondern die Art und Weise, wie sie mit ihren Beschwerden umgeht. Damit wird schon zu Beginn angedeutet, daß man mehr und weiteres von ihr wissen will. Was kann das sein? Frau H. weiß, die Interviewer sind Psychologen, und Psychologen interessieren sich normalerweise für die Psyche der Menschen. Die Frage nach der Psyche, so weiß man, betrifft das Innere der Person. In diesem Zusammenhang wird „erstmal“ nach ihrem Umgang mit der Krankheit gefragt. Das „vielleicht“ und das „ein bißchen“ fordern zu einer bestimmten Darstellungsweise auf: Frau H. soll ganz offen reden, so wie ihr die Dinge einfallen. Man sieht, wie die Ausgangsfrage ein bestimmtes Format der Selbstthematisierung vorgibt. Hervorgehoben werden spontane und intime Äußerungen, die Frau H.s Umgang mit sich selbst offenbaren sollen: zuerst mit ihrem Körper und dann mit ihrer Seele. In diesem lockeren Gespräch kann, so die hermeneutische Hoffnung solcher Art sozialwissenschaftlicher Forschung, auf ganz und gar unscheinbare Weise etwas Uneingestehbares an den Tag kommen.

Die erste protokollierte Äußerung von Frau H. ist ein Lachen. Was gibt es auf die Eröffnungsfrage zu lachen? Frau H. lächelt nicht überlegt, das Lachen stößt vielmehr aus ihr heraus. Helmuth Plessner (1970) hat das Lachen bekanntlich als Ausdruck einer Krise der subjektiven Verhaltenssteuerung gedeutet. Der Mensch fällt ins Lachen oder Weinen, weil er sich nicht mehr in der Hand hat. Für einen Moment emanzipiert sich der Körper von der Person. Mit anderen Worten: Die erste Antwort, die Frau H. auf die Frage nach dem Umgang mit sich gibt, ist eine Antwort des durchbrechenden Körpers: sie lacht. Gleichwohl enthält dieses Lachen eine ganz bestimmte Interaktionsbedeutung. Es ist kein einstimmes und kein lösendes Lachen, sondern ein distanzierendes Lachen. Frau H. lacht über die erste Frage der Interviewerin und kommentiert dies mit der Bemerkung: „Beschwerden ist gut, ne?“ Sie macht den Psychologen, die ihr gegenüber sitzen, damit deutlich, daß sie keine Ahnung von der Realität des Rheuma haben. Sie allein hat den privilegierten Zugang zu ihren Schmerzen, die anderen können nur mehr oder minder ver-

ständnislose Fragen stellen. Die Unvermittelbarkeit des körperlichen Schmerzes garantiert eine gewisse Unangreifbarkeit des Selbst. Auf den Punkt gebracht bedeutet dies: Frau H.s Lachen am Anfang dieses offenen Interviews ist als leibliche Expression eines unbedingten Autonomieanspruchs gegenüber den Zumutungen ihrer Gesprächspartner zu begreifen.

Aber dabei bleibt es nicht. Sie fährt fort: „Ich sag ja, wenn's nicht so weh täte, wär ja alles halb so wild.“ Ob sie es nun vor Beginn der Aufzeichnung des Gesprächs schon gesagt hat oder nicht, auffällig ist, daß Frau H. ihre Gesprächspartner an dieser Stelle in ihre Rede förmlich hineinzieht. Die ganze Verzweifelte ihrer Lage tritt hervor: Wenn die Schmerzen nur gelindert werden könnten, wären alle Behinderungen, die die Krankheit mit sich bringt, noch zu ertragen. Der Nachvollzug dieses Satzes verlangt die volle Anteilnahme der Zuhörer. Man spürt geradezu körperlich den Impuls des Beistandes. Eben noch wurde die Interviewerin lachend zurückgewiesen wegen ihrer unverständigen Frage, jetzt wird von ihr höchste Empathie gefordert. Ist es möglich, daß sich schon in diesen ersten Äußerungen von Frau H. eine Struktur ihrer Existenz zeigt? Die Interpretation hat einen Widerspruch zwischen einem distanzsetzenden Autonomieanspruch und einem distanzauflösenden Empathieverlangen herausgearbeitet. Der abrupte Wechsel in der Interaktionsbedeutung spricht dafür, daß es sich um einen unvermittelbaren Widerspruch handelt: Der strikte Autonomieanspruch blockiert den Wunsch nach Empathie, und das grenzenlose Empathieverlangen blockiert den Wunsch nach Autonomie. Die Kräfte der Loslösung auf der einen Seite und die der Bindung auf der anderen Seite stornieren sich wechselseitig. Und das äußere Ergebnis dieses inneren Patts ist möglicherweise die sich ausbreitende Bewegungslosigkeit der rheumatischen Erkrankung. Damit hätte man aus dem Anfang dieses biographischen Interviews eine kleine Theorie der psychosomatischen Verfaßtheit von Rheumakranken gewonnen.

Der Fortgang des Interviews widerspricht dieser Interpretation nicht. Die ersten Anzeichen der Erkrankung traten nach dem Tod der Mutter auf. Frau H. ist 15 Jahre alt. Die Mutter war schon sehr lange krank gewesen und deshalb sind die Kinder bei der Großmutter aufgewachsen, die sich in der Nachkriegszeit mehr um die Tiere als um die Kinder zu kümmern hatte. Überhaupt kommt von der Mutter die Krankheit. Frau H. glaubt an eine Familienprägung in Form einer erblichen Disposition. Aber nur auf der mütterlichen Linie finde man die Spur des Rheuma, auf der väterlichen Linie nicht. Frau H.s Vater ist älter als normale Väter. Von den drei Geschwistern ist sie, die mittlere, offenkundig Vaters Liebling. In seiner Nachfolge versucht sie, erwachsen zu werden: Ihr Vater ist Agraringenieur, und sie studiert zunächst Agrarwissenschaft. Man könnte glauben, sie wollte dem Vater die Mutter ersetzen. Aber warum studiert sie dann dieses männliche Fach? Nein, sie sucht die Nähe zum Vater nach der Art einer Vater-Sohn-Beziehung. Zwar bedeutet dies die Verleugnung des eigenen Geschlechts, aber das bietet auch einen entscheidenden Vorteil: das inzestuöse Verhältnis zwischen Vater und Tochter kann verdeckt bleiben. Die Mutter war in den Augen von Frau H. eine hinfällige Figur. Von ihr konnte sie nicht lernen, wie man zur Frau wird. Der rivalisierende

Blick von Mutter und Tochter auf das andere Geschlecht, auf den Vater, war ausgeschlossen. In ihrer Identifikationsnot wendet sie sich an den Vater, dessen Modell sie aber nur um den Preis der Verleugnung ihres Geschlechts und auf die Gefahr inzestuöser Nähe übernehmen kann. Frau H. will weg von dieser Mutter, die den Kern der Krankheit in sich trägt, und landet in einer völlig verquerten Beziehung zu ihrem Vater mit dem Ergebnis, daß sie wie ihre Mutter in die Krankheit fällt. Sie kann sich letztlich von der Mutter nicht lösen, weil sie sich nicht an sie binden kann, und sie kann sich nicht an den Vater binden, weil sie sich dann nicht mehr von ihm lösen könnte. Der Weg der Individuation führt deshalb in die Bewegungslosigkeit.

### 3.

Das hier vorgeführte Verfahren der Interpretation beruht auf der Einklammerung der retrospektiven Selbstverständlichkeit des Verstehens. Normalerweise hat man, ohne sich darüber besondere Rechenschaft abzugeben, im nachhinein immer alles schon mehr oder minder verstanden. Dieses ununterbrochene Verstehen ist wohl eine Voraussetzung für die Aufrechterhaltung des alltäglichen Handlungsflusses. Wer nicht oder nur bruchstückhaft versteht, was vor sich geht, gerät in Handlungskrisen. Das ist die Situation der Wissenschaft. Wissenschaftliches Handeln besteht eigentlich in der endlosen Verlängerung solcher alltäglicher Handlungskrisen: Der Wissenschaftler tut so, als würde er nichts verstehen. Das ist das Prinzip des methodischen Zweifels, wonach alles und jedes zum signifikanten Datum werden kann. Es erhebt sich jedoch die Frage, wie unter dieser Voraussetzung überhaupt noch etwas verstanden werden kann.

Eine entscheidende Bedingung dafür ist die Verschriftlichung der Beobachtungen – in unserem Fall die Transkription des Interviews. Soziale Realität wird so in einen Text verwandelt, der zu lesen ist. Gefordert ist eine Lektüre, die sozusagen am Text klebt: weniger seine lineare Ausdehnung ermessend, sondern mehr auf seine punktuellen Verdichtungen achtend (Barthes 1974). Dabei gilt die von der Psychoanalyse perfektionierte kriminalistische Verfahrensregel: Je unscheinbarer die Andeutung, desto lohnender die Deutung. Robert Musil (1978, S. 247) spricht von der „phantastischen Genauigkeit“, die in Abhebung von der „pedantischen Genauigkeit“ das Wirkliche als eine überraschende Auswahl aus dem Möglichen ansieht. Daraus ergibt sich die aus dem Strukturalismus bekannte Verfahrensregel der Kontextvariation: In der Manier einer künstlichen Naivität fragt der mit „phantastischer Genauigkeit“ vorgehende Interpret zuerst, was eine Äußerung in ausgedachten Kontexten alles bedeuten könnte, um dann zu bestimmen, was sie in diesem spezifischen Kontext bedeutet.

Der spezifische Kontext ist jedoch nur selten klar. Das hängt damit zusammen, daß die Texte der Wirklichkeit stets aus trügerischen und brüchigen Partikeln zusammengesetzt sind. Jedes Interpretieren gleicht daher dem Lösen eines Rätsels. Dabei hilft freilich das relationale Denken,

wonach das Einzelne seine Bestimmung nicht in sich trägt, sondern erst durch die Beziehung auf anderes erhält. Es ist die Wechselbedingtheit der Teile, aus dem das Ganze hervorgeht, welches das Einzelne mit Sinn beschwert. In dem Maße, wie die einzelnen Äußerungen des Textes aufeinander folgen, weisen sie auf einen untergründigen Zusammenhang. Vereinzelte Fäden verknüpfen sich, Lücken füllen sich und Verbindungen stellen sich her. Das scheinbar völlig Zufällige und Belanglose der Äußerungen ordnet sich mehr und mehr zu einem signifikanten System. Wie beim Legen eines Puzzles werden die Anschlüsse zunehmend schlüssiger bis zuletzt das in sich notwendige Ganze erscheint (Lévi-Strauss 1971). Allerdings kann das eine Stück, das sich nicht einfügen läßt, die gesamte Konstruktion zu Fall bringen, so daß die Interpretation wieder von vorn beginnen muß. Man kann dies das Puzzle-Prinzip der Falsifikation nennen.

Offenkundig bedarf es für das Denken in Verweisungen einer disziplinierten Phantasie. Der Interpret muß einen Sinn für unwahrscheinliche Anschlüsse haben, die sich gerade nicht durch geplantes Probieren ergeben. Dazu braucht er den Mut, das zu wissen, was er schon weiß. In Freuds Worten könnte man von einer funktionalen Regression des Ichs im Dienste des Sinns sprechen. Der „kombinatorische Schluß“ (Ernst Jünger) geht schließlich aufs Ganze und sieht plötzlich in dem Chaos der Gesten und Zeichen eine innere Logik. Allerdings kann man im Verfolg der Verweisungen leicht in die Gefahr des interpretativen Beziehungswahns geraten: Alles wird mit allem zusammengebracht, wodurch das System immer enger und dichter wird und seinen inneren Spielraum verliert. Jedes Einzelne ist nur noch Bestätigung eines wahren Ganzen, das von einer unerbittlichen Logik beherrscht wird. Vor einer solchen Verstiegtheit der Interpretation schützt Freuds melancholische Einsicht, daß man in den bestgedeuteten Träumen oft eine Stelle im Dunkeln lassen muß. Und er fährt fort: „Dies ist dann der Nabel des Traums“ (G. W. II/III, S. 530).

Das skizzierte Interpretationsverfahren impliziert einige Gegenstandsunterstellungen, was den Begriff des Sinns betrifft. Die erste ist die Prämisse von der „Sprachähnlichkeit“ (Adorno 1970) des Sinns. Damit wird eine mittlere Position zwischen der sprachanalytischen und der phänomenologischen Gegenstandsbestimmung gesucht. Sinn ist zwar sprachlich vermittelt, aber deshalb nicht primär sprachförmig strukturiert; er ist zwar mimetisch gebunden, aber deshalb nicht primär bildförmig gegeben. Es ist vielmehr von einer apriorischen Differenz im Gegenstand auszugehen. Julia Kristeva (1978) unterscheidet zwischen der semiotischen Artikulationsweise des Körpers und der symbolischen der Rede, die in der Wirklichkeit ständig nebeneinander herlaufen. Der symbolische Sinn ist von einer Grammatik der Wohlgeformtheit durchherrscht, wohingegen der semiotische Sinn in „Bahnungen, Energieschüben, Zergliederungen“ (S. 51) erscheint. Im Fall von Frau H. sind es die Wörter und das Lachen, die sich wechselseitig durchkreuzen und dadurch sich wechselseitig kommentieren.

Sinn wird jedoch nur über seine sprachliche Artikulation zugänglich – und zwar sowohl den anderen als auch uns selbst. Und das Merkwürdige

ist, daß wir dabei mehr über den Sinn sagen als wir meinen. Die „Metainstitution“ der Sprache übersteigt die Ausdruckskontrolle des sprechenden Subjekts. Die einmal ausgesprochenen Sätze und Wörter gewinnen einen vom Autor unabhängigen Ausdruckswert. Dies begründet die zweite methodologische Prämisse des Interpretationsverfahrens: die Unterscheidung zwischen dem subjektiv vermeinten und dem objektiv gesagten Sinn. Wir können nicht wissen, was Frau H. mit ihren ersten beiden Sätzen in diesem Interview gemeint hat, wir wissen nur, was sie gesagt hat. Und auf der Ebene des objektiv Gesagten entfaltet sich ein nachkonstruierbarer Sinn, den der Interpret treffen oder verfehlen kann. Das Kriterium für die Angemessenheit der Interpretation ist allein ihre Übereinstimmung mit den Daten des Textes und nicht ihre Bestätigung durch den Textproduzenten.

Wer aber, so wird man vielleicht fragen, ist das Subjekt dieses Sinns? Hier taucht ein merkwürdig allgemeines und anonymes Subjekt auf, das das Individuum, das vor einem sitzt, in seiner Rede und in seinen Gesten leitet. Für einen Linguisten ist dieses Subjekt die „Sprache“, für einen Psychoanalytiker ist es das „Unbewußte“ und für einen Soziologen ist es die „Gesellschaft“.

#### 4.

Nach dieser methodischen und methodologischen Versicherung stellt sich die Frage, was man herausgefunden hat, wenn man auf diese Weise den Anfang eines offenen Interviews interpretiert hat. Es ist die Lebenskonstruktion von Frau H. mit ihrem unvermittelbaren Schwanken zwischen Autonomiestreben und Empathieverlangen. Sie kann weder von den anderen weg noch kann sie zu ihnen hin. Der Begriff der Lebenskonstruktion sucht das nicht-thematische Ganze eines Lebens zur Sprache zu bringen (Bude 1984). Dem liegt die Idee zugrunde, daß sich das Handeln und Erleben einer Person um ein Lebensthema dreht: eine einzige Verflechtung von lebensgeschichtlichen Spuren, die – verschoben oder verkannt – allem als Grund unterliegt, was Wirkung auf den einzelnen hat (als monumentaler Beleg dieser Vorstellung Sartre 1977 ff.). Die Lebenskonstruktion strukturiert die Art der Empfindlichkeiten, das Profil der Vorlieben und das Muster der Deutungen eines Individuums. Der Kern der Lebenskonstruktion ist eine Frage, die immer wieder neu gestellt und immer wieder anders beantwortet wird, aber nie eine endgültige Lösung erfährt. Diese existentielle Frage reguliert die permanenten Anschlußselektionen, die im Laufe eines Lebens an sozial organisierten Wendepunkten und aufgrund „kritischer Lebensereignisse“ nötig werden. Dabei können die Modalitäten der Konstruktion durchaus wechseln: Man kann in der Jugend ein tragisches, in der Lebensmitte ein komisches und im Alter ein ironisches Lebensgefühl haben (dazu White 1986). Was sich durchhält, ist ein Grundgefühl für die Fraglichkeit der eigenen Existenz: Dieses Gefühl bildet den ständig rotierenden und deshalb oft verpaßten Schwerpunkt der Selbstdetermination (Bude 1986).

So wie jedes Kunstwerk zwei Schöpfer hat, den Künstler und sein Jahrhundert, so hat auch jede Lebenskonstruktion zwei Schöpfer: das Individuum und seine Zeit (Bude 1985). Lebenskonstruktionen stellen Verwirklichungen des in einer bestimmten sozialhistorischen Epoche „Menschen Möglichen“ (Raulff 1987, S. 11) dar. Sie sind bis ins Innerste durchsetzt von den Signaturen ihrer Zeit, weil sie aus dem Arsenal der sozial angebotenen kognitiven, ethischen und affektiven Dispositionen geformt sind (vgl. dazu Bude 1987). Lebenskonstruktionen sind jedoch nicht nur Resultat ihrer Zeit, sie können auch eine neue Zeit in die Wege leiten. Jede Lebenskonstruktion bietet die Chance auf eine neue Auslegung des Seins. Die Spielarten des Selbst werden plötzlich um eine unwahrscheinliche Variante bereichert. Es ist diese „abduktive Potenz“ (Pierce 1967/70), die die Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen für eine zukunftsensible Sozialwissenschaft so interessant macht. Die Frage ist nur, wie man auf den neuen Typ stößt.

Die Interpretation zielt also letztlich nicht auf die ganz und gar individuelle Lebenskonstruktion. Bezogen auf unseren Fall: Was im Rahmen eines Projekts über die psychosomatische Verfaßtheit von chronisch Kranken interessiert, ist Frau H. nicht als Individuum, sondern als Repräsentant eines Typs. Die Destillierung eines Typs kann mit Hilfe von zwei Verfahrensregeln gelingen: mit Hilfe von hermeneutischer Verknappung und typologischer Variation. Unter hermeneutischer Verknappung (Foucault 1971) ist die sukzessive begriffliche Generalisierung der Interpretationsergebnisse im Fortgang der Interpretation des Falls zu verstehen. Dabei ist eine gewisse Balancierung von Allgemeinem und Individuellem nötig: Es gilt, die Interpretationen einerseits in der Sprache des Falls zu formulieren, andererseits von den inhaltlichen Kontingenzen des Falls zu lösen, um diesen als Fall einer bestimmten Art beschreibbar zu machen. Dies geschieht in der Regel durch Umformulierungen: Aus dem harten Widerspruch zwischen Autonomieanspruch und Empathieverlangen wird das Schwanken zwischen einem Loslösungsimpuls und einem Bindungswunsch und daraus wird schließlich die existenzielle Unentschiedenheit zwischen der Abwendung von den anderen und der Hinwendung zu ihnen. Meint man am Ende die existenzielle Formel für eine Lebenskonstruktion gefunden zu haben, so ist zu fragen, was die strukturellen Invarianten sein könnten, die ein Feld typologischer Varianten erzeugen (Veyne 1988). In unserem Fall liegen die strukturellen Invarianten ziemlich nahe: es ist die unlösbare Spannung zwischen „Symbiose und Individuation“ (Mahler 1979). Beim Rheuma führt dies zu einer Erstarrung des Bewegungsapparats. Allergie und Bulimie stellen andere Ausgestaltungen des existentiellen Dilemmas dar. Bevor man aber weitere Fälle heranzieht, sollte man seine konstruktive Phantasie spielen lassen und sich verschiedene lebensgeschichtliche Konstellationen von „Symbiose und Individuation“ vorstellen, die sich entweder in Rheuma, in Allergie oder in Bulimie niederschlagen. Die versucht man dann an weiteren Fällen zu falsifizieren. Und jede Falsifikation am Fall verlangt eine Revision des typologischen Modells. Der Interpretationsprozeß ist abgeschlossen, wenn die Formel für die Konstruktion eines bestimmten Tableaus typischer Antworten auf ein



zugrunde liegendes Strukturproblem gefunden ist. Das Interpretieren wird so zu einer Form materialen Theoretisierens.

## 5.

Diesem Vorgehen ist durchaus ein methodischer Ethos zu eigen. Es geht im Grunde um die Prägnanz des Selbst. Der Begriff der Lebenskonstruktion zielt auf das Werk einer individuellen Existenz. Dieses Lebenswerk wird gleich einem Kunstwerk in seiner vom Autor losgelösten Gestalt rekonstruiert. Absicht der Rekonstruktion ist einerseits Vollendung, Ergänzung, Systematisierung des Falls, andererseits seine Reformulierung in einem Modell seiner selbst. So wird der Fall in seiner „individuellen Allgemeinheit“ sichtbar gemacht. Diese hermeneutische Praktik wiederbelebt die aus der frühen kritischen Theorie bekannte Idee der „immanenten Kritik“, womit bei Adorno das „Ineinander von Verständnis und Kritik“ gemeint war. Die innere Konsequenz in den Äußerungen des Falls soll soweit verfolgt werden, bis Affirmation in Kritik umschlägt. Die Sache selbst soll die Kriterien ihrer Kritik freigeben. Das läuft auf den Begriff des Eigensinns als Ziel einer solchen hermeneutischen Praktik hinaus: Es kommt darauf an, den Eigensinn des Selbst zu wecken, damit es sich an seinem eigenen Sinn messen kann. Im Zuge dieser Selbstverständigung kann sich das Selbst als Typ entdecken, der eine eigensinnige Interpretation der Existenz darstellt. So wird der methodische Ethos dieses Interpretationsverfahrens am Ende zu einem Ethos des Selbst.

## Literatur

- Adorno, Th. W. (1970). *Ästhetische Theorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Barthes, R. (1974). *Die Lust am Text*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bude, H. (1984). Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen – eine Antwort auf die Frage, was die Biographieforschung bringt. In M. Kohli & G. Robert (Hg.), *Biographie und soziale Wirklichkeit*, S. 7-28. Stuttgart: Metzler.
- Bude, H. (1985). *Lebenskonstruktionen haben ihre Zeit*. Neue Sammlung 25, S. 207-213.
- Bude, H. (1986). Zum Problem der Selbstdetermination. In H.-G. Soeffner (Hg.), *Sozialstruktur und soziale Typik*, S. 84-111. Frankfurt/M.-New York: Campus.
- Bude, H. (1987). *Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1971). *Die Archäologie des Wissens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Freud, S. (1952 ff.). *Gesammelte Werke*. Band 1-18. London: Imago.
- Kristeva, J. (1978). *Die Revolution der poetischen Sprache*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Leach, E. (1978). *Kultur und Kommunikation. Zur Logik symbolischer Zusammenhänge*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, C. (1971). *Ouverture*. In: C. Lévi-Strauss, *Das Rohe und das Gekochte. Mythologica I*, S. 11-53. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Luhmann, N. (1971). Sinn als Grundbegriff der Soziologie. In J. Habermas & N. Luhmann, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?, S. 25-110. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Mahler, M. S. (1979). Symbiose und Individuation. Band 1: Psychosen im frühen Kindesalter. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Musil, R. (1978). Der Mann ohne Eigenschaften. 2 Bände. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Peirce, Ch. S. (1967/70). Schriften. 2 Bände. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Plessner, H. (1970). Philosophische Anthropologie. Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Raulff, U. (Hg.) (1987). Mentalitäten-Geschichte. Berlin: Wagenbach.
- Rose, A. M. (ed.) (1962). Human behavior and social processes. An interactionistic approach. London: Routledge & Kegan.
- Sartre, J. P. (1977 ff.). Der Idiot der Familie. 5 Bände. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Straus, E. (1956). Vom Sinn der Sinne. Ein Beitrag zur Grundlegung der Psychologie. Berlin u. a.: Springer.
- Veyne, P. (1988). Die Originalität des Unbekannten. Frankfurt/M.: S. Fischer.
- White, H. (1986). Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Winch, P. (1966). Die Idee der Sozialwissenschaft und ihr Verhältnis zur Philosophie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.